

DER SOZIALIST

ORGAN DES SOZIALISTISCHEN BUNDES

2. JAHRGANG

BERLIN, DEN 15. SEPTEMBER 1910

NUMMER 18

Der Schlendrian

Der Sozialistische Bund erkennt, daß die geschichtlich überlieferte Verfassung der Gesellschaft, wie sie heute besteht, in ihrem Wesen bestimmt wird von einem Schlendrian von Ungerechtigkeiten und Torheiten. Die Folgen der Duldung und Betätigung dieses Schlendrians sind verbreitete Armut; Niedertracht oben, in der Mitte und unten; knechtisches Leben und knechtische Gesinnung; immer weiter um sich greifende Haltlosigkeit, die bei immer mehreren bis zur Erkrankung des Gemütes, des Geistes und des Leibes vorschreitet.

Die Furchtbarkeit und Schwäche unserer Zeit zeigt sich vor allem in der Preisgegebenheit einer ungeheuren Zahl Menschen an die Unsicherheit, Unfreiheit und Kahlheit eines Lebens, das immer an der Grenze der Not steht. Die Masse kann nicht frei übers Leben verfügen; Freiheit ist nur, wo ein Ueberschuß über die nackte Notdurft den Menschen Unternehmungsmöglichkeit, Lebenslust und Bewegungskraft giebt.

Die Gräßlichkeit und Erniedrigung unsrer Zeit zeigt sich gleichermaßen in der Unfähigkeit der Enterteten, sich durch Zusammenschluß ihres Bedarfs und damit ihrer Arbeit und ihres Tauschs, durch Widerstand und Organisation mancher Art selber zu helfen, wie in dem Begnügen und Gefallen der Erhobenen und Schmarotzenden an ihrer schimpflichen Rolle.

Am gewaltigsten und schädlichsten verkörpert sind diese beiden zusammengehörigen Seiten unseres Zustandes in dem kapitalistischen Wirtschaftssystem und in dem zentralisierten Gewaltstaat.

Der Sozialistische Bund erkennt, daß die Eigenschaften des Geistes und Charakters in der großen Masse, als da sind: Rücksichtslosigkeit bis zur Brutalität oben, Hilflosigkeit bis zur Feigheit unten, daß sie in den Zusammenhang unseres Zustands unlösbar gehören.

Der Sozialistische Bund erkennt, daß die Zustände natürlich keine Eigenbewegung oder Entwicklung haben, sondern daß sie die Zusammenfassung dessen sind, was die Menschen dulden und tun.

Anders das nämliche gesagt: die Untätigkeit, Knechtschaffenheit und Hilflosigkeit unserer Zeitgenossen ist eben dasselbe wie der Zustand unsrer Zeit.

Wie kann Rettung kommen? Was will der Sozialistische Bund? Wer ist beim Sozialistischen Bund?

Zubehör jedes Zustands, Produkt jedweder Verhältnisse sind nicht nur die Vielen, die diesem Zustand entsprechen und sein Ausdruck sind, sondern auch die Vereinzelteten, die diesem Zustand widersprechen und ihm entgegentreten.

In diesen Empörernaturen lebt schon die Form und das Wesen der kommenden Zeit, die den Zustand der Gegenwart ablöst. Sie lebt in ihnen als Ahnung, als dunkles Gefühl, als leidenschaftlicher Drang; oder aber als klare Gestalt, als Ideal, als eigenes Denken, als fester, unbeugsamer Wille.

Die Aufgabe des Sozialistischen Bundes ist, daß die Klaren die Dumpfen zu sich bringen, daß sie sich sammeln und daß sie Hand ans Werk legen, um Anfänge des Neuen als sichtbare Vorbilder ins Leben zu rufen.

Die zum Sozialistischen Bunde gehören, wollen nicht vergessen, daß sie nicht allein in der Welt sind. Viele Menschen zählen sich noch nicht zu ihnen, weil sie mit den oft gleichen Sehnsüchten andere Ausdrucksformen ihrer Wünsche haben, die oft von den überlieferten Vorurteilen leblos gewordener Religionen umschnürt sind. Sie sind nicht bei uns, doch sollen sie kommen; tun wir das unsre. Viele Einrichtungen sind desgleichen in unserm Zustand, die noch lange nicht tot, die nur vom Schlendrian befangen und wie betäubt sind. Die Familie, die Gemeinde, der Berufsverband, Vereine und Gesellschaften aller Art, Gestaltungen in der Kunst, der Religionsbewegung, der Philosophie: all das wird zu starkem Leben erwachen, sich sammeln und Neues gebären, wenn wir das Unsre tun.

Grundwesentlich in unserm schweren Werk ist das immer wiederholte, immer verstärkte, immer neue Wort, das schöpferisch, erweckend, haltend und sammelnd sein muß. Wir sind ganz wenige; wir sind im ersten Beginn; wir kämpfen uns aus Jahrhunderten heraus, um zu uns zu kommen, zu uns zu rufen, in die Jahrhunderte zu wirken: verachte keiner das Wort der Lebendigen und Eigenen, ohne das wir nicht zu uns und nicht zu unsers Gleichen kommen.

Seit Jahrhunderten sind die Menschen immer tiefer in den feilen und feigen Schlendrian hinuntergekommen; seit Jahrzehnten ist den Menschen vom Sozialismus das Falsche gesagt worden; da dürfen wir wahrlich nicht, kaum, daß wir begonnen haben, mutlos werden, verzagen und verzweifeln wollen.

Wie könnten wir noch einmal verzweifeln wollen! Wir sind schon Verzweifelte; sind solche, die aus der Verzweiflung den Mut und den Willen zum Versuch und zum Aufbau geschöpft haben.

Es ist Notwendigkeit, daß wir wenigen so wenige sind und allein stehen; wären wir viele, die Welt hätte nicht auf uns zu warten brauchen und wir hätten keinen Beruf und keine Aufgabe.

Manches werden manche unter uns beginnen und manchmal wird es nichts Rechtes werden und wird scheitern. Das vorher zu wissen gehört sich für die Angehörigen des Sozialistischen Bundes. Je

schwerer unser Unterfangen sich anläßt, um so mehr sehen wir, daß die Tat der Wenigen und ihre Sammlung zur Tat das einzige ist, was helfen kann. Nichts von dem, was wir tun, ist umsonst; wann wir fertige Frucht unsrer Mühe sehen, weiß niemand. Es kann länger dauern, als irgend einer ahnt; es kann schneller gehen, als jeder von uns hofft. Voran! was liegt an der Zeit? Die Welt läuft weiter; die Menschenwelt fällt weiter in den Schlendrian, das Elend und die Häßlichkeit hinein. Lösen wir uns ab von den Getriebenen, so stark und fern wir nur können. Stemmen wir uns entgegen. Gehen wir unsern schmalen Pfad, der immer klar und sicher vor uns liegen und uns rufen wird. Sammlung in uns und um uns. Es gilt die Gleichheit der Grundbedingungen alles Miteinanderlebens; die Freiheit der Einzelnen und ihrer Verbände; die Gerechtigkeit in Tausch und Verkehr; die Abschaffung des Elends; die Schaffung des Gemeingeistes. Heraus aus dem Schlendrian!

g/.

Ein Kapitel zur Landarbeiterfrage

Wenn man in Deutschland von Landarbeitern und Bauern spricht, gleichviel wer es tut, dann stellt man sich darunter etwas äußerst Zurückgebliebenes, ja oft sogar etwas Dummes vor. Die Industriearbeiter selbst, die ausgebeuteten, in öde Formen und Schablonen gedrängten Menschen, die botmäßigen untergeordneten Lohnarbeiter, die im Geschäftswesen so ganz und gar nichts zu sagen haben, sprechen von den Bauern als von etwas unsäglich Unfähigen, das sie, die weiter entwickelten, zurückhält, ihre Art der Freiheit jetzt schon zu erreichen! Eine Art Mitleid mit den „tiefstehenden“ Landbewohnern und eine Art eitler Selbstgefälligkeit bringt sie zu der Meinung, daß das Heil aus ihrem Tun kommen müsse und daß sie später, wenn sie erst die Industriearbeiter alle „aufgeklärt“ haben, den Bauern das Licht bringen müssen. Für heute aber vergessen sie die Landbewohner am liebsten

Die Sozialdemokratie, die sich gerne die „einzige“ Volksbewegung nennt und der die Industriearbeiter in

dunklen Hauten nachlaufen, ist, dem Gehalt ihrer Lehren nach und noch mehr in ihrem Tun, den Bauern recht fremd geblieben, wie es ja auch ganz natürlich ist, daß eine Bewegung, die alles vom Industrialismus erwartet, unter den Bauern, die noch mehr in natürlichen, wenn auch unfreien Verhältnissen leben, wenig Werbekraft haben kann. Wenn in ländlichen Bezirken nun bei Wahlen doch mehr oder weniger sozialdemokratische Stimmen abgegeben werden, so sind diese weniger von Menschen, die sich mit Haut und Haar der Sozialdemokratie verschrieben haben, als von solchen, die mit ihrer Lage unzufrieden, auf diese Weise ihrer Unlust Ausdruck geben. Daß sie dabei nicht über die sozialdemokratische Stimmabgabe hinauskommen, das kommt von ihrem Unvermögen, die volkswirtschaftlichen, politischen und andere Dinge des Lebens zu überschauen. Mit ihrem Gefühl, mit ihrem lebendigen Drängen sind die unzufriedenen Elemente unter den Landbewohnern in Wahrheit weiter voraus als die meisten in Fabriken und Stadtleben abgestumpften „Freiheitskämpfer“. Wo Landarbeiter zur Sozialdemokratie zählen, sind es Rebellen gegen die bestehenden Zustände, die mehr als so manche gewichtig tuenden Tröpfe in den Städten, kraft der Urgewalt ihres natürlichen Rechtsbewußtseins da hin drängen, wo es ihnen dünkt freier zu sein. Dabei schauen und hören sie weniger auf politischen Schliff, auf prinzipielle oder systematische Streitfragen, dabei finden sie weniger Gefallen an den Wortspielen gebändigter und gefütterter Revolutionäre in Beamtenstellungen; selbst gegen Beschlüsse und Gesetze, die in den Parlamenten gemacht werden, sind sie gleichgültiger als die halbgebildeten und ob ihrer „großen Aufklärtheit“ eingebildeten Stadtproletarier. Sie, die unzufriedenen Landarbeiter, erwarten unwillkürlich und unbewußt von den radikalen Bewegungen Rettung aus ihrem Elend; sie folgen dabei am liebsten denen, die ihnen am volkstümlichsten und wahrscheinlichsten das Beste versprechen, und die gegen ihre Peiniger am schärfsten zu Felde ziehen. Das ist kindlich-naiv. Aber man darf nicht vergessen, daß die meisten Feldarbeiter wie große, unerweckte Kinder sind, die erst aufgerüttelt werden müssen, um sich recht entfalten zu können, die erst im eigenen Bewußtsein darauf kommen

FIMBULWINTER

*Es regnet unaufhörlich, es regnet Tag für Tag,
Dazwischen weisse Flocken, was das noch werden mag!
Ha, ist's der Fimbulwinter, der auf dem Wolkenritt,
Vom Nordmeer hergekommen, an seine Herrschaft tritt?*

*Du bist's wohl, denn du wechselst in Farben grün und weiss,
Im Sommermond dem schönen, Schneeflocken trägt das Reis,
Und niemand weiss, ob Winter, ob Frühling sei, ob Herbst,
Da du, mit gleichem Duster Feld, Wald und Wiese färbst.*

*Doch Rächer bist du: freilich, du hattest lang Geduld,
Bis angewachsen also der Menschheit blut'ge Schuld.
Die Vielen, die gemordet, am Himmel steht ihr Heer,
In dunkelnden Geschwadern bedeckt es Land und Meer.
Es spricht: Erst wann verzehret der Schmerz in Wolkenhöhen,
Erst wann herabgerieselt in Flocken all das Weh,
Erst wann herabgeträufelt in Tropfen all die Quai,
Wird leuchten neu am Himmel der Sonne goldner Strahl.
Bis dahin, dahin freilich muss ich Tyrann euch sein,
Bis ich von blutigen Sünden die Welt gewaschen rein,
Gekräftigt all das Feige in eisigem Wasserbad,
Dann rast' ich, lenke wieder gen Nordheim meinen Pfad.*

Christian Wagner (Warmbronn).

VON DER FREIWILLIGEN KNECHTSCHAFT

Eine Abhandlung von Etienne de la Boétie
(1530—1563; siehe Vorbemerkung in No. 17.)
(Fortsetzung.)

Alle Laster haben ihre natürliche Grenze, die sie nicht überschreiten können: zwei Menschen, vielleicht auch noch zehn, können Einen fürchten; aber wenn tausend, wenn eine Million, wenn tausend Städte mit Einem nicht fertig werden, dann ist das keines Weges Feigheit; soweit geht sie nicht; ebenso wenig wie sich die Tapferkeit so weit erstreckt, daß ein einziger eine Festung stürmt, eine Armee angreift, ein Königreich erobert. Welches Ungeheuer von Laster ist das also, das nicht einmal den Namen Feigheit verdient? das keinen Namen findet, weil die Natur keinen so scheußlichen gemacht hat, weil die Zunge sich weigert, ihn auszusprechen?

Man stelle fünfzigtausend bewaffnete Männer auf eine Seite und ebenso viele auf die andere; man ordne sie zur Schlacht; sie sollen handgemein werden: die einen sollen freie Männer sein, die für ihre Freiheit kämpfen, die andern sollen ausziehen, um sie ihnen zu rauben: welchen von beiden wird vermutungsweise der Sieg in Aussicht zu stellen sein? Welche, meint man, werden tapferer in den Kampf gehen? Diejenigen, die zum Lohne für ihre Mühen die Aufrechterhaltung ihrer Freiheit erhoffen, oder diejenigen, die für die Streiche, die sie versetzen oder empfangen, keinen andern Preis erwarten können,

müssen, was Menschenwürde, was Arbeit und Verkehr in Freiheit und Gerechtigkeit bedeutet gegenüber ihrer heutigen Lage.

*

Vor mir liegt ein 32 Seiten starkes Heftchen von Friedrich Köster über „den Kampf und den Sieg der zirka 1000 Feldarbeiterinnen von Groß-Ottersleben und Umgebung“.

Friedrich Köster schildert die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Feldarbeiterinnen, und das Gelesene wirkt noch in mir nach. Im Geiste bin ich in Ostpreußen und Mecklenburg; ich sehe fruchtbares Ackerland, blühende Fluren, reife Früchte und elende, hungrige Menschen; ich sehe unter den brennenden Strahlen der Sonne gebückte Menschen, die mühevoll arbeiten, und ich denke dabei an die Hundelöhne, die sie erhalten, und ich denke an ihre Herren, an die „von Gottes Gnaden“, die oft in den Städten ein ausschweifendes Leben in ungesunder Fülle leben.

Was Köster in seiner Broschüre vom Elend, vom Kampf und Sieg schreibt, das spielt sich nicht im entlegenen Ostpreußen ab, sondern um Magdeburg, eine Stadt im Herzen Deutschlands.

Eine Mark und zwanzig Pfennige erhalten die Feldarbeiterinnen für den Tag. Ich verstehe, was die Zahl erzählt: sie klagt von namenloser Armut, von baufälligen Hütten, von hungrigen Kindern und kalten Stuben, von unendlich rührender Geduld, sie erzählt von Unlust und daraus entstehender Haßlichkeit in Verkehr und Leben, von Stumpfheit und gereizter Brutalität.

Und sie erzählt auch von den Festen, die Herren feiern, in deren Dienst die tausend Menschenhände sich rühren.

*

Ganz verschieden ist ja nun die Lage der Bauern und Feldarbeiter im großen deutschen Lande. Wer im Frühjahr, Hochsommer oder Frühherbst einmal eine Reise durch die ostelbischen Provinzen macht und seine Augen über die weiten Länderstrecken schweifen läßt, sieht die breiten Reihen hingebückter Menschen, die das Feld oder die Früchte bearbeiten, der sieht auch, wie ein Aufseher, die Reitpeitsche in der Hand, im engen Kreis um die schaffenden Menschen herumreitet

und auf jede ihrer Bewegungen achtet. So oft ich ein solches Bild sehe, muß ich an die Knechtschaft der Kinder Israel unter den pharaonischen Königen denken, und einmal mußten wir, ein guter Kamerad und ich, für unsere Befreiungsgelüste von diesen Geknechteten Unbill erdulden. Ein Aufseher mißhandelte ein halberwachsenes Mädchen mit liebem Gesicht; und da wir darüber entrüstet waren, wurden wir von den Geknechteten selber auf Befehl ihres Frohvogtes aus dem Acker getrieben, und dabei schlugen sie so lebhaft auf uns ein, als gälten die Prügel dem Herrn selber. Heute noch brennen mich die Prügel, wenn ich daran denke, daß arme Feldarbeiter heute wie damals von manchen Herren mißhandelt werden und noch auf seinen Befehl ihren Helfer mißhandeln.

Am schlimmsten steht es ja wohl in Ostpreußen. Meist sind die Feldarbeiter dort angeworbene Arbeiter, Polen, Finnen, Ruthenen, die der deutschen Sprache nicht mächtig, den Gutsbesitzern auf Gnade und Ungnade preisgegeben sind, und die um des erbärmlichsten Daseins willen überlang arbeiten müssen. Nicht daß diese Menschen durchaus feige, daß sie durchaus schlecht oder dumm wären; sie sind aus ihrer Heimatserde losgerissen, in fremden Boden versetzt, hilflos und fremd und wissen nicht, was sie beginnen sollen, um sich zu helfen. Ist aber einer unter einer Gruppe von ihnen, der gewandt und stark in glühenden Worten alle ihre Schmach empfinden läßt, der sie aus ihrer Verzagttheit zum Leben reißt, dann geschieht es zuweilen, daß ein ganzer Zug von Arbeitern mitten in der Ernte die Arbeit niederlegt und aufs Geratewohl davon, der Heimat oder andern Orten zu wandert. Nur aufgerüttelt brauchen die Menschen zu werden, um aus den armen hilflosen Landarbeitern, die alles in dumpfer Gleichgültigkeit nehmen wie es ist, Kämpfer fürs Recht und für die Freiheit zu werden.

Kann man von den angeworbenen Feldarbeitern in Ostpreußen wie von ausgesprochenen Proletariern reden, die weder über eigenen Grund und Boden, über eigene Wohnungen, noch über eigene Arbeitsmittel verfügen, so leben die Kleinbauern in Süddeutschland wieder in ganz andern Verhältnissen. Der bayrische, badische und württembergische Bauer verfügt über sein größeres

als die Knechtschaft der andern? Die einen haben immer das Glück ihres bisherigen Lebens, die Erwartung ähnlichen Wohlstands in der Zukunft vor Augen; es kommt ihnen nicht so sehr zu Sinn, was sie in der kurzen Spanne einer Schlacht durchzumachen, wie was sie, ihre Kinder und all ihre Nachkommenschaft für immer zu ertragen haben. Die andern haben zu ihrer Erkühnung nur ein kleines Quentchen Begehrlichkeit, das sich gegen die Gefahr verblendet, das aber nicht so gar glühend sein kann, vielmehr mit dem kleinsten Blutstropfen, der aus ihren Wunden fließt, erlöschen muß. Gedenke man nur an die hochberühmten Schlachten des Miltiades, Leonidas, Themistokles, die vor zweitausend Jahren geschlagen worden sind und noch heute so frisch im Gedächtnis der Bücher und Menschen leben, als hätten sie ehegestern in Griechenland zum Heil des griechischen Volkes und der ganzen Welt zum Exempel sich zugetragen; was, glaubt man wohl, gab einer so kleinen Schaar wie den Griechen nicht die Gewalt, sondern den Mut, dem Ansturm so vieler Schiffe, daß das Angesicht des Meeres von ihnen verändert wurde, standzuhalten; so viele Nationen zu überwinden, die in so gewaltigen Massen angerückt waren, daß das Häuflein Griechen den feindlichen Armeen noch nicht einmal die Hauptleute hätte stellen können? Was anders, als daß es uns dünkt, in jenen glorreichen Tagen sei gar nicht die Schlacht der Griechen gegen die Perser geschlagen worden, sondern der Sieg der Selbständigkeit über die Tyrannei und der Freiheit über die Willkür! Seltam genug, von der Tapferkeit zu vernehmen, welche die

Freiheit ins Herz derjenigen trägt, die zu ihrem Schutze erstehen; aber was alle Tage in allen Ländern von allen Menschen getan wird, daß ein einziger Kerl hunderttausend Städte notzüchtigt und ihnen die Freiheit raubt, — wer möchte es glauben, wenn er nur davon reden hörte und es nicht vor Augen sähe? und wenn es nur bei fremden Völkern und in entfernten Ländern zu sehen wäre und man davon erzählte, wer möchte nicht sagen, eine so unwahrscheinliche Geschichte müßte erdichtet und erfunden sein? Noch dazu steht es so, daß man diesen einzigen Tyrannen nicht zu bekämpfen braucht; man braucht sich nicht gegen ihn zur Wehr zu setzen; er schlägt sich selbst. Das Volk darf nur nicht in die Knechtschaft willigen; man braucht ihm nichts zu nehmen, man darf ihm nur nichts geben; es tut nicht not, daß das Volk sich damit quäle, etwas für sich zu tun; es darf sich nur nicht damit quälen, etwas gegen sich zu tun. Die Völker lassen sich also selber hunzen und schuriegeln, oder vielmehr, sie lassen es nicht, sie tun es, denn wenn sie aufhörten, Knechtsdienste zu leisten, wären sie frei und ledig; das Volk gibt sich selbst in den Dienst und schneidet sich selber die Gurgel ab; es hat die Wahl, untertan oder frei zu sein und läßt seine Freiheit und nimmt das Joch; es fügt sich in sein Elend und jagt ihm gar nach. Wenn es das Volk etwas kostete, seine Freiheit wieder zu erlangen, würde es sich nicht beeilen, obwohl es nichts Kostlicheres geben kann, als sich wieder in den Stand seines natürlichen Rechtes zu setzen und sozusagen aus einem Tier wieder ein Mensch zu werden; aber ich gebe nicht einmal zu,

oder kleineres Stück Land, über sein eigenes Haus, mehr oder weniger schuldenfrei, über seine eigenen Arbeitsmittel, über Vieh und Futtermittel, gebietet bis zu dem Grad der Freiheit, der heute möglich ist, über sein Besitztum und über die Art seiner Arbeit; bringt seine Erzeugnisse in die Stadt, um dagegen das anzukaufen, was ihm selber herzustellen nicht möglich ist. Die Hilfskräfte, die er braucht, um die Arbeit zu leisten, sind, wenn nicht Familienmitglieder, Knechte und Mägde, welche trotz der vielen Arbeit und des geringen Lohnes besser und menschenwürdiger leben als die geworbenen Feldarbeiter im nördlichen Deutschland. In den meisten Bauernfamilien besteht die Sitte, daß alle, die zum Hof gehören, gemeinschaftlich arbeiten und essen; der Bauer, die Bäuerin, die Kinder, Knechte und Mägde, alle sitzen an einem Tisch. Nicht wenige der Klein- und Großbauern tun sich auch etwas darauf zu Gute, gerecht gegen die Dienstboten zu sein. Obwohl natürlich Unfreiheit genug vorhanden ist, sind die Verhältnisse dort besser, und wenn erst die Bauern und Knechte, wenn erst im Süddeutschen alle Landarbeiter aus ihrem unbewußten Gemeindewesen, das eben dadurch, daß es unbewußt, auch ungerecht ist, durch einen neuen Geist und neue Ideen zu einem bewußten Leben in freier Gemeinschaft kommen werden, dann können sie es weiter bringen als die Industriearbeiter in den Städten, die gar oft leeren Phantomen nachjagen und nicht merken, daß ihr Weg sie immer kreisum führt, in fortwährendem, aber qualvollem Blindkuhspiel.

Die Verhältnisse in Mitteldeutschland, in Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover und in der Provinz Sachsen sind wie ein Mittelding zwischen dem östlichen Preußen und Süddeutschland.

Es gibt hier selbständige Kleinbauern und es gibt Gutsbesitzer, die zur Saison hundert und tausend Menschen in ihren Dienst stellen. Es gibt Menschen, die ein Häuslein, ein Stückchen Ackerland oder Garten haben, das aber nicht ausreichend genug ist, um sie durch die fleißigste Bearbeitung ernähren zu können. Diese Menschen können sehr wohl zum Proletariat gezählt werden. Frauen und Kinder arbeiten zur Erntezeit für die Gutsbesitzer, und die Männer und Väter schaffen in den Städten oder auch auf dem Lande selbst als Bauarbeiter.

daß es die Sicherheit des Lebens und die Bequemlichkeit ist, die es der Freiheit vorzieht. Wie! Wenn man, um die Freiheit zu haben, sie nur wünschen muß; wenn weiter nichts dazu not tut, als einfach der Wille, sollte sich wirklich eine Nation auf der Welt finden, der sie zu teuer ist, wenn man sie mit dem bloßen Wunsche erlangen kann? Eine Nation, der es leid täte, zu wollen, was um den Preis des Blutes nicht zu teuer erkauft wäre? Nach dessen Verlust alle Menschen, die auf Ehre halten, das Leben widerwärtig und den Tod eine Erlösung nennen müssten? Gewißlich, ganz ebenso, wie das Feuer eines Fünkleins groß wird und immer mehr zunimmt und, je mehr es Holz findet, um so gieriger entbrennt; und wie es, ohne daß man Wasser herzutragt, um es zu löschen, wenn man bloß kein Holz mehr daran legt und es nichts mehr zu lecken hat, sich in sich selbst verzehrt und formlos wird und kein Feuer mehr ist: also werden die Tyrannen, je mehr sie rauben, je mehr sie heischen, je mehr sie wüsten und wildern, je mehr man ihnen gibt, je mehr man ihnen dient, um so stärker und kecker zum Vernichten und alles Verderben; und wenn man ihnen nichts mehr gibt, wenn man ihnen nicht mehr gehorcht, stehen sie ohne Kampf und ohne Schlag nackt und entblößt da und sind nichts mehr; wie eine Wurzel, die keine Feuchtigkeit und Nahrung mehr findet, ein dürres und totes Stück Holz wird.

Wenn die Kühnen das Gut erlangen wollen, nach dem ihnen der Sinn steht, fürchten sie keine Gefahr; die Vorsichtigen scheuen die Mühe nicht; die Feigen und Trägen können weder dem Uebel

Von dem Leben dieser letzteren, und von ihrem Kampf ums Leben spricht Fr. Köster in seiner Broschüre. Die Bewegung, die eingesetzt und auch bereits etwas erreicht hat, kann ein überaus lehrreiches Beispiel für uns sein.

Ich will so kurz als möglich das für uns Wichtigste aus dem Heftchen Kösters in meiner Sprache wiedergeben.

Bis zum Jahre 1889 erhielten die Feldarbeiterinnen um Magdeburg 1 Mark Tagelohn. Als dann im Jahre 1890 eine lebhaftere Bewegung der Frauen einsetzte und auf den Feldern der Gutsbesitzer die Früchte der Bearbeitung harrten, half ein zweistündiger Streik, um den Lohn auf 1.25 Mark zu steigern. Die „Magdeburger Volksstimme“, die sozialdemokratische Zeitung, gesellte sich damals zu den unzufriedenen Arbeiterinnen, und es ist bezeichnend, daß sie seit dieser Zeit sich nicht mehr ernstlich weiter um sie kümmerte, sie sogar schmähd im Stich ließ. Köster, der damals mit an der Spitze der Bewegung stand, mußte verschiedener Preßvergehen wegen das deutsche „Vaterland“ verlassen und fand bis zum Ende des vorigen Jahres in der Schweiz ein Unterkommen, um welche Zeit er nach Magdeburg zurückkehrte. Mittlerweile waren 18 Jahre vergangen, und wie unmöglich es auch klingen mag: trotz der ungeheuren Steigerung der Lebensmittel, der Wohnungsmieten und Steuern, trotz der überaus intensiven Arbeitsweise und Ausbeutung der Menschenkraft waren in den 18 Jahren die Löhne der Feldarbeiterinnen nicht gestiegen. Die Arbeiterinnen auf dem Land gaben sich oft die redlichste Mühe, mit Hilfe der Männer Bewegungen ins Leben zu rufen, da sie aber keinerlei Hilfe und Beistand von den redegewandten und im Besitz der Presse befindlichen Tribünen des städtischen Proletariats fanden, so erreichten sie nichts. Die Sozialdemokraten und Gewerkschaftsführer kümmerten sich um die Landarbeiterinnen nicht und verlegten ihre ganze Tätigkeit in die Städte; aufs Land kamen sie mit großen Versprechungen nur zur Zeit der Wahlen, wo sie der Männer Stimmen brauchten.

Köster in seiner prachtvollen Zähigkeit stellte sich die Aufgabe, mit Hilfe einiger eifriger Kameraden sein vor 18 Jahren unterbrochenes Werk wieder aufzunehmen

standhalten noch das Gute erobern; sie begnügen sich damit, es zu wünschen; die Tugend aber, die Hand danach zu recken, enthält ihre Feigheit ihnen vor; nur der Wunsch, es zu haben, wohnt in ihnen von Natur. Dieser Wunsch, dieser Wille, ist den Weisen und den Thoren, den Mutigen wie den Feigen gemein; sie wünschen alle Dinge, in deren Besitz sie glücklich und zufrieden sein möchten; ein einziges ist zu nennen, von dem ich nicht weiß, wie die Natur den Menschen den Wunsch darnach versagt haben kann: das ist die Freiheit, die doch ein so großes und köstliches Gut ist, daß, wenn sie verloren ist, alle Uebel angerückt kommen und selbst die guten Dinge, die noch geblieben sind, ihren Duft und ihre Würze verlieren, weil die Knechtschaft sie verderbt hat: die Freiheit allein begehren die Menschen nicht, aus keinem andern Grunde, dünkt mich, als weil sie, wenn sie ihrer begehrten, die Freiheit hätten; wie wenn sie nur darum verschmähten, diese schöne Beute zu machen, weil sie zu leicht ist.

(Fortsetzung folgt)

VORMAERZ

Aus den Tagebüchern Varnhagens von Ense

12. Juni 1836. Wir leben von und in Einrichtungen, die wir mißbilligen. Das ist eine große Verkehrtheit, deren Nachteile stündlich

und weiterzuführen. Als er die Führer der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften um Mitarbeit aufrief, wußten sie keinen Rat als auf den Verband der Land-, Wald- und Weinbergсарbeiter aufmerksam zu machen und zu empfehlen, vorerst die Arbeiterinnen zu organisieren, um in einigen Jahren erfolgreich kämpfen zu können. Man erzählte dabei von langwierigen Kämpfen, die aber bei Feldarbeitern ein Ding der Unmöglichkeit sind, usw. Köster schreibt an dieser Stelle in seiner derben, volkstümlichen Art:

„Hätte ich mir damals diese Auffassung zu eigen gemacht, meine eigenen gut fundierten Erfahrungen mit neuem Kalbfell überzogen und hätte mit lautm Bimbim den Frauenleuten die Organisationsgedanken in den Leib gerieben, und wäre dergestalt unter zentralverbändlerisch organisierter Marschroute von Dorf zu Dorf gewandert, mit Aufnahmescheinen, Stempel und Stempelkissen wohl versehen, dann wäre dieses Schriftchen hiermit abgeschlossen.“

Das heißt, es wäre jede Bewegung unterblieben. Einem Menschen natürlich, dem es in erster Linie darauf ankommt, den Uebelständen abzuhelpen und für die Armen etwas zu erreichen, und der die Organisationsform über die lebendigen Menschen stellt; einem Mann wie Köster, der weiß, daß die Landarbeiter fähig sind, aus eigener Kraft etwas zu tun, wenn man sie nur im rechten Augenblick zu fassen und zusammenzuhalten weiß, mußte da natürlich das Handeln auf eigene Faust das Nächste sein. In Verbindung mit seinen Kameraden hielt er Versammlungen ab, machte Propaganda für den Streik, wenn die Gutsbesitzer nicht bewilligen würden, und fand überall die lebhafteste Zustimmung der Arbeiterinnen. Wie es fast unmöglich erscheint, so ist es wahr, daß die Sozialdemokraten mitsamt ihrer verbreiteten Presse aus Furcht vor Gesetzen, die gar nicht anwendbar waren, vielleicht auch weil der freie Sozialist Köster selbständig handelte, ohne die vorgeschriebenen Instanzen zu befragen, den Arbeiterinnen jede Hilfe verweigerten und dem Wirken der Männer Steine in den Weg legten. Dem Abtrünnigen, dem ungehorsamen Köster, wußte man natürlich allerlei Verläumdungen nachzureden; nichts half; die Feldarbeiterinnen bildeten ein Komitee, sandten am 6. Mai ihre formulierten Forderungen an 75 Guts-

besitzer der Umgebung mit dem Ersuchen, innerhalb 10 Tagen Antwort zu geben, andernfalls die Feldarbeiterinnen ihre weiteren Wege beschreiten würden. Keine Antwort war auch eine Antwort: Köster kann hier die Sätze bringen:

„Man muß es selbst erlebt haben, um die ganze Wonne zu empfinden, als am Morgen des 20. Mai sämtliche Arbeiterinnen auf den 3000 Morgen großen Koppeln des Rittergutes Böckelmann die Harken niederlegten. Solche Momente wiegen ein halbes Leben bitterer Enttäuschungen auf. Man möchte all die Menschen an die Brust drücken, ob ein dralles, frisches Landkind oder ein runzliches Mütterchen, die ein an Entbehren reiches Leben auf den Aeckern frohnte, um in ihren Kindern neues Ausbeutungsmaterial heranzubilden.“

Ohne daß gefüllte Kassen da gewesen wären, ohne daß die „ganze Arbeiterschaft Deutschlands hinter den Streikenden stand“, oder wie die alt gewordenen Phrasen des Lohnkampfes lauten, nur durch das herrliche Zusammenhalten und den bestimmten Willen der Arbeiterinnen wurde der Sieg herbeigeführt, waren in zwei Tagen die Löhne auf 1.50 pro Tag gestiegen. Und die Arbeiterinnen nahmen die Arbeit wieder auf mit dem festen Entschluß, fürs nächste Jahr die ganze weitere Umgebung lebendig zu machen, um weiteres zu erreichen.

Nun könnte Kösters Schrift zu Ende sein, wenn es nicht Partei- und Gewerkschaftsbeamte gäbe, die scheel-süchtig, wie viele solcher Männer sind, sich an dem Köster, der sie so „schlecht behandelt hat“, rächen wollten.

Aber nun geht ein Kapitel los, das jeder erleben kann, der eine abweichende Meinung von der hat, die in Partei- und Gewerkschaftskreisen festgelegt ist. Ich will nichts davon erzählen; wer es hören will, der lese die Broschüre selbst*) oder er erlebe es, indem er

*) Friedrich Köster, Kampf und Sieg der ca. 1000 Feldarbeiterinnen von Gr. Ottersleben und Umgebung im Mai 1910. Preis 20 Pfennig. Reinertrag zu Gunsten der Feldarbeiterbewegung in der Provinz Sachsen. — Die Schrift ist von einem Volksmann verfaßt, der spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und seine Worte kommen derb, urwüchsig und humorvoll heraus. — Auch durch uns zu beziehen.

hereinbrechen und einmal das größte Verderben herbeiführen müssen. Der Staat und die Einzelnen sind hier in gleichem Falle. Niemand kann die ändern; denn wer die Einsicht hat, entbehrt der Macht, wer die Macht hat, der Einsicht. Verwahrloster, unbeseelter, geistleerer war unser Zustand 1806 nicht, als jetzt. Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen. . . . Welche Mittelmäßigkeiten ziehen sich nach oben immer mehr zusammen! Welche Schwächlinge, eitle, hohle, niedrige Schmeichler der Mittelmäßigkeit! . . . In einem Staate, der vorzüglich auf seinem Kriegswesen beruht, von diesem seine Bezeichnung hat, sollte doch wenigstens ein Offiziergeist, nicht ein Unteroffiziergeist, vorherrschen!

6. November 1836. Verwegenes Unternehmen des Sohnes von Louis Bonaparte und Hortense¹⁾ in Straßburg. Der Streich ist völlig mißlungen, und er mußte mißlingen. Er deutet aber dennoch vielleicht auf einen künftig gelingenden hin! . . .

10. November 1836. „Dieses Tier, Staat genannt, stellt sich überall unsern Schritten zähnebleckend entgegen und läßt uns nicht durch; vor ihm sicher ist nur, wer ihm auf den Rücken springt und sich als Ungeziefer von ihm nährt. Aber wie schmächtig ist eben

¹⁾ Der spätere Kaiser Napoleon III.

das!“ So sagt ich gestern im Eifer zu *, und das Bild fiel mir dann erst auf als wahr und treffend.

*

17. Dezember 1836. . . . Ganz Berlin läßt sich sein Urteil von einigen Leuten machen, die vielleicht einige Kenntnis, aber wenig Geschmack und dafür sehr viel Anmaßung haben.

*

17. Oktober 1837. . . . Die Sinnlichkeit nimmt ihren Raum unter den Menschen ein, man tue, was man wolle; sie zieht aus dem Fasten Nahrung. In diesen Sachen ist die Menschheit noch völlig unreif, hat sie die wenigsten Fortschritte gemacht. Hier bedarf es neuer Wege, neuer Formen, hier muß für Freiheit und Schönheit etwas getan werden. Das wird noch lange zu erwarten bleiben!

*

24. September 1838. . . . Diplomaten, eine bedenkliche Sorte Menschen! Ihr Stand verpflichtet sie ordentlich zum Schlechten, und sie gleiten früher oder später alle in dieselbe Pfütze, ob sie die Vereinigten Staaten von Nordamerika vertreten oder Rußland, ob die Juli-Revolution oder das Papsttum sie sendet.

*

12. Juli 1839 . . . ; bei der Hinrichtung eines Verbrechers war mir zu Mut, als erlitt er die Strafe auch für mich, für alle die

seine eigne Meinung frei zu vertreten und danach zu handeln wagt.

*

Was wir aus dem Vorgang lernen können, das ist viel. Es tritt deutlich zu Tage, daß die Landbewohner, die vernachlässigten Landbewohner, wohl fähig sind, sich zu rühren, wenn nur die rechten Menschen da sind, die ihnen fürs erste helfen, den Weg zu suchen, den sie zu gehen haben.

Wie die Feldarbeiterinnen um Magdeburg mit großer Begeisterung kämpfen konnten, können es die Bauern im Süddeutschen, können es die Landarbeiter in Ostpreußen, wenn ihnen Menschen erstehen, die sie erwecken.

Mancherlei, vielerlei kann getan werden; viele Mittel wird es geben, um auch gerade für die Landarbeiter zu wirken, wenn nur die Menschen da sind, die aufhören, die Bauern zurückzustellen im scheinbaren Interesse der Stadtproletarier.

Wird es gelingen, die rechte Verbindung zwischen den arbeitenden Landbewohnern und den arbeitenden Menschen in der Stadt zu knüpfen, dann mag es besser und schneller vorwärts gehen.

Wenn erst Kleinbauern beginnen, freie Gemeinden zu wollen, wenn erst Gruppen von freien Arbeitern in den Staaten, die die Bande des Kapitalismus abgeschüttelt haben und für sich schaffen, mit den Bauern in Tausch und Verbindung treten, dann werden wir andere Erfolge haben als die scheinbar großen „Erfolge“ des „zielbewußten“ Proletariats.

Wollen wir im Sozialischen Bund diese Frage erörtern und zusehen, was wir tun können. Ich bin bereit.

Fritz Flierl

Frauenrecht

Unter den zahllosen Problemen, die die liberale und sozialdemokratische Presse solange zu wälzen pflegt, bis sie völlig platt geworden sind, ist eines der beliebtesten die „Frauenfrage“, will sagen: die Abschätzung der Rechte des Weibes im gegenwärtigen Staat oder in einer künftigen Gesellschaft. Es ist gar nicht zu leugnen, daß dieses Problem überall, wo

Menschen zusammen leben von ungeheurer Wichtigkeit ist, und ebensowenig ist zu leugnen, daß es unter dem Nudelbrett der öffentlichen Meinungsmacherei zu einem saftlosen Fladen dürrer politischer Forderungen zerquetscht worden ist.

Wo öffentlich über die Rechte der Frauen diskutiert wird, hört man zwei Parteien einander überkreischen. Die eine schreit: die Frau gehört wie der Mann ins öffentliche Leben, auf die Hochschule, in den Erwerb, ins Parlament und an die Regierung! — die andre zetert: nein! die Frau gehört heute noch wie von jeher an den Kochherd, zum Strickstrumpf, vor das Waschfaß und ins Ehebett! Daß diese zweite Partei mit ihrem Kriegerruf des rechtgläubigen Spießertums die Zustimmung der meisten Frauen findet, ist ganz natürlich. Ordnen, putzen, den Hausstand verwalten und sich dafür vom Mann ernähren lassen, ist herkömmlicher Beruf des Weibes, ist nett und bequem. Wozu am alten Brauch rütteln? — Daß aber auch die Partei derer, die den idealen Zustand der Gesellschaft darin sehen, daß die Frauen den Männern gleich mitten im Kampf des Erwerbs, der Diskussion, der Öffentlichkeit stehen sollen, daß auch diese Partei großen Zulauf von Frauen hat, ja von Frauen jetzt geleitet wird, ist ganz unnatürlich. Wer Augen im Kopf hat, sieht, daß die Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben — als Arbeiterin, Buchhalterin, Juristin usw. — in der Not unserer sozialen Verhältnisse begründet ist, und wer ein Gefühl hat für die menschliche Würde, auf die die Frau Anspruch hat, muß Verhältnisse herbeiwünschen, die ihr die Freiheit gewährleisten, zu sein und zu tun, was ihre Natur verlangt.

In diesen Blättern ist der Gegenstand, den ich erörtern will, verschiedene Male gestreift worden, und es ist die Aufforderung ergangen, Meinungen, die von den dort geäußerten abweichen, im „Sozialist“ auszusprechen. Ich folge dieser Aufforderung. Denn eine Reihe von Gedanken, die der Artikel „Tarnowska“ (No. 7) von gl. enthielt, sind meine Überzeugungen keineswegs und es würde mir im hohen Maße bedenklich erscheinen wenn die Tendenzen, die darin ausgesprochen werden, als Bekenntnisse des Sozialismus aufgefaßt würden. Ich möchte in Gegenteil stark

Keime ähnlicher Untaten, die in mir lägen, und deren Entwicklung der Unglückliche uns nur erspart; . . . ; später dünkten mich die Gräuelpredigten der französischen Revolution ein Opfer, zu dem die Franzosen sich hergegeben, als hätten sie solche für alle Völker voraus übernommen, und diesen dadurch erspart.

*

7. Dezember 1839. Keinerlei Nahrung bringt mir der Tag, immer ohne Ausbeute kehre ich heim, und aussäen kann ich auch nichts. Politisches Leben ist nicht hier, das gesellige Leben zu entartet, das literarische niedergedrückt, die Wissenschaft muß in ihren engsten Schranken wie in Klostermauern leben, der Geschmack ist verdorben, das Theater tief heruntergebracht. Soll uns etwa die schöne Gegend schadlos halten? — O Berlin, Berlin!

*

8 März 1840. Gewiß hat keine Diplomatie eine solche Reihe schlechter und erbärmlicher Subjekte aufzuweisen, als die preußische in den letzten zwanzig Jahren. Verbrecher und Dummköpfe, Schufte, Wichte, Abenteurer, Lumpen, in beliebiger Abstufung! . . .

*

19. Oktober 1840. Herr von Bakunin besuchte mich, als ich noch zu Bette lag. . . . Er scheint ein wackerer junger Mann, edel

und frei gesinnt. Er will hier hauptsächlich Hegelsche Philosophie hören.

*

10. Januar 1841. Gestern Besuch von Herrn von Bakunin; merkwürdige Erzählungen aus Rußland. Ein rechtschaffener junger Mann, von edlem Geist.

*

22. Januar 1841. Ein Volkswitz: zwei Bürger vor einem Bildnisladen betrachten das Bild des vorigen¹⁾ und das des jetzigen²⁾ Königs: „Zwei selige Könige!“ sagt der eine. — „Was soll das heißen?“ fragt der andre. — „Ei nun!“ versetzt der erste, „jener ist der hochselige, und der ist der redselige!“

*

4. August 1841 (Ems). Der König von Hannover ist hier. Ein Engländer bei Tische fragte, was er für eine Krankheit habe? Ich flüsterte zu Bakunin: „Il a une mauvaise constitution“³⁾ Bakunin wiederholte es laut, und man lachte sehr vergnügt! Die Leute sprechen mit bitterer Verachtung von ihm, ganz ohne sich Zwang anzutun.

¹⁾ Friedrich Wilhelm III., der am 7. Juni 1840 gestorben war.

²⁾ Friedrich Wilhelm IV., bei dem später die Geisteskrankheit ausbrach.

³⁾ „Er hat eine schlechte Verfassung.“

unterstreichen, was in No. 16 in dem Artikel „Vorläufiges zum Neumalthusianismus“ von ab. gesagt wurde: „Der Sozialismus . . . hat mit den Angelegenheiten der Lust so wenig zu tun, wie mit den vorübergehenden Erfordernissen der Not; er empfiehlt Palliativmittel weder in der Gesetzgebung noch im Ehebett noch im Lager der freien Liebe. In der Tat kann es unmöglich Aufgabe des Sozialismus sein, sich den Angelegenheiten der Lust gegenüber auf den Boden einer puritanischen Sexualmoral zu stellen. Diese Angelegenheiten sind durchaus persönlicher Natur, sind abhängig von Temperament und Gefühl der Einzelnen und können weder von den Begriffen verwerflich und häßlich, noch von den Begriffen krank und dekadent getroffen werden. Daß die Funktionen des Geschlechtsverkehrs mit Lustempfindungen verbunden sind, rechtfertigt in gar keiner Hinsicht das Bestreben, jegliche menschliche Geschlechtsbetätigung auf die Zweckübung der Fortpflanzung zu beschränken. Wer das will, muß logischerweise die Enthaltbarkeit aller unfruchtbaren Frauen verlangen. Ich glaube aber, dass wir bei der Beurteilung dieser sehr schwierigen und sehr delikaten Frage nicht vergessen sollten, dass der Austausch von körperlichen Lustempfindungen zwischen Menschen der stärkste und innigste Ausdruck von Liebe ist. Liebe aber ist auch da vorhanden und will sich auch daüßern dürfen, wo etwa eine schwache Konstitution oder andere zwingende Gründe die Erzeugung von Kindern nicht empfehlen. Die Bewegung die heutzutage den Sozialismus anstrebt, hätte viel Ursache sich in diese diffizile Angelegenheit vorerst garnicht einzumischen. Wir sollten uns hüten, solange wir in der gegenwärtigen, in allen ihren Einrichtungen und Urteilen ganz ungesunden Gesellschaft leben, beurteilen zu wollen, was unter starken und gesunden, unter sozialistischen Verhältnissen im intimsten Privatleben der Einzelnen als Verfallserscheinung zu bezeichnen wäre und was als kräftige Eigenart. Am meisten sollten wir uns hüten, denen, die in unseren Reihen stehen ihre Angelegenheiten der Liebe und Lust — das sind Dinge, in denen die Menschen aus guten und reinlichen Gründen am empfindlichsten und am schamhaftesten sind — mit Zensuren zu versehen.

5. Dezember 1841. In Berlin wird jetzt allgemein der Witz verbreitet, es spuke in Sanssouci, ja, es sei ganz gewiß, Friedrich der Zweite gehe dort ohne Kopf umher!

3. Januar 1842. Man erzählt spöttisch, der Minister von Rochow habe die Sache wegen des Geistes in Sanssouci streng untersuchen lassen, und es habe sich ergeben, daß durchaus kein Geist dort zu finden sei, am wenigsten der, den man zu Friedrichs des Großen Zeit dort gesehen haben wolle,
(Fortsetzung folgt.)

AUS DER NORDISCHEN GÖTTERSAGE

Christian Wagners bisher noch ungedrucktes Gedicht, das er uns zum Danke für unsere Geburtstagsgratulation geschickt hat, heißt *Fimbulwinter*. Einige Worte der Erklärung werden am Platze sein; die Kenntnis der lieben, starken, oft tiefsinnigen Gestaltungen der nordischen Göttersage kann heute nicht vorausgesetzt werden.

Der Fimbulwinter leitet den Weltuntergang, die Götterdämmerung (Ragnarok) ein. Seit dem Ausbruch des ersten Kriegs in

Hier ist der monogamen Ehe eifrig das Wort geredet worden, und es soll nicht bestritten werden, dass sie in vielen Fällen wirklich die Einschätzung als schönheitsvolle Einrichtung und Grundlage von menschlicher Kultur verdient, dann nämlich, wenn sich die Ehe auf eine gegenseitige Liebe und Innigkeit stützt, die nicht durch Plötzlichkeiten und Zufälligkeiten gestört wird. Nun wäre es aber sehr gewagt zu behaupten, dass der Mensch — Mann wie Weib — monogamisch veranlagt sei, und daß daher die glückliche Durchführung der Ehe als sittliche Forderung über den Menschen aufzustellen sei. Es gibt in beiden Geschlechtern Individuen mit dem auf eine Person konzentrierten Geschlechtswillen und solche mit dem Hange zur Abwechslung. Es ist eine ganz willkürliche Forderung, die die Staaten aus hauptsächlich erbrechtlichen Gründen aufstellen, die aber mit dem Sozialismus nicht im Entferntesten zu tun hat, daß die Menschen, die mit einander in nahen Verkehr getreten sind, einander „treu“ zu bleiben haben. Ob wirklich der Sozialismus sich dereinst auf Ehen und Familien aufbauen wird, das ist eine Frage, die wir heute schwerlich werden entscheiden können, eine Frage, die von überzeugten Sozialisten nicht nur unserer Tage schon sehr ernsthaft angezweifelt worden ist. Mindestens ist hier die Berufung auf die Vergangenheit verfehlt. Denn kaum je hat es eine Zeit gegeben, in der die Ehe wirklich und als Einrichtung ein Gefüge der Freiwilligkeit war. Im Altertum hatten die Männer fast überall das Recht, mehrere Frauen zu haben, und bis in unsere Tage hinein ist die Frau in diesem Gefüge der entrechtete Teil und der Mann hat die unbedingte Herrschaft im Hause. Ganz widerwärtige Bestimmungen haben sich bis in die Gegenwart gerettet, und die empörendsten sind gerade die, die unter dem Vorwande der Heiligkeit der Ehe und Familie der Mutter das Recht über ihre Kinder rauben — und nicht nur das Recht über ihre Kinder, sondern diese selbst werden dem Manne zuerkannt, wenn die Gatten nicht mehr beisammen bleiben wollen und die Frau als der „schuldige“ Teil erkannt wird. So gewiß es richtig ist, daß alle Liebe frei ist, so gewiß ist es wahr, daß die Freiheit in der Liebe noch sehr zu erkämpfen ist, besonders für die Frauen.

der Welt ist zu merken, dass die Welt und ihre Götter dem Untergang nah sind. Ein schrecklicher Winter (Fimbulwinter) bricht an, es kräht der Hahn Gullinkambi, der Goldkamm, und weckt die Götter in Walhall, ihrer Burg; und der Höllenhahn kräht und der Höllenhund bellt. Harte Zeit kommt: Brudermord, unerbittlicher Kampf von Mensch gegen Mensch; die Familien lösen sich auf. Die Welt geht aus den Fugen. Es kracht im Weltenbaum, Zwerge ächzen vor ihren Höhlen, die bösen Mächte fangen den Kampf gegen die Götter an. Zwei Wölfe verschlingen Sonne und Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Meerschlange überschwemmt die Erde, die Menschen gehen unter, die Götter werden besiegt. — Nach langen Zeiten verläßt das Feuer, verläuft sich das Wasser; eine neue Erde taucht auf; die Tochter der Sonne wird scheinen; die Götter versammeln sich wieder. Ein paradiesisches Leben hebt an; die Menschen säen nicht und ernten doch; Himmel und Hölle versöhnen sich, und alle warten auf den höchsten Gott, den Sohn Wodans, der kommen soll; heilige Ordnungen wird er gründen und in ewiger Dauer halten.

